Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 20

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dieten stieg schweigend aus und schritt entschlossen auf das Fabriktor zu. Es war eher möglich, ein Verbrechen zu begehen als feig zu sein.

Reridan blieb vor der Kontrolluhr stehen und stach die Zeit. Dieten empfand diese Handlung als lächerliche Bose.

Er führte sie dann durch ein langgestrecktes Zimmer, in dem acht junge Mädchen vor den Schreibmaschinen saßen und arbeiteten. Sie hoben die Röpse, betrachteten eine Sekunde lang neugierig die unbekannte Dame, grüßten stumm den Chef und klapperten weiter. Dieten sah genau die acht Gesichter, es waren blutarme nervöse Gesichter mit unruhigen Augen, die von links nach rechts über das eingespannte Bapier wanderten. Die acht Mädchen hätten Schwestern sein können.

Im nächsten kleinen Zimmer saßen vier Männer unbestimmbaren Alters auf Drehstühlen vor mächtigen Geschäftsbüchern, in denen sie Eintragungen machten. Drei der Männer trugen Brillen. Einer hatte ein großes Pflaster auf dem Hals kleben. Die vier Menschen waren so tief in ihre Rechenarbeit versunfen, daß sie den Durchgang Dietens und Keridans nicht zu merken schienen.

Im dritten Zimmer, das mit einer gewissen Behaglichkeit ausgestattet war, befanden sich zwei junge Menschen, die keine sichtbare Arbeit leisteten. Sie saßen zurückgelehnt in ihren Armsessen, rauchten Zigaretten und starrten in die Luft. Als Keridan mit Dieten eintrat, grüßten sie unbesangen, ohne sich in ihrem Nichtstun stören zu lassen. Keridan nickte ihnen kameradsschaftlich zu.

"Das war die Bropaganda-Abteilung", erflärte er, als fie das Zimmer verlassen hatten und in einem schmalen Gang standen, der zu einer gepolsterten Tür führte.

Hinter dieser Tür saß vor einem gewaltigen Schreibtisch ein kleiner älterer Herr mit einem grauen Spizbärtchen, der sofort aufsprang und schüchterne Verbeugungen vor den Besuchern aussührte.

Herr Oberbuchhalter Steinmeh", stellte Keridan vor. "Frau Baronin Hollbruch."

"Hocherfreut", ftammelte der Buchhalter verlegen.

"Herr Steinmet, zeigen Sie, bitte, der Frau Baronin die Lohnlisten."

Der Oberbuchhalter gewann sofort seine Haltung zurück, als er das Wort Lohnlisten hörte. Er sperrte eine Lade seines Schreibtisches auf, holte die Listen hervor und breitete sie mit zärtlicher Vorsicht vor Dieten aus.

"Was foll ich damit?" fragte Dieten feindselig. "Ich kenne mich darin nicht aus." Sie schob mit einer ungeduldigen Handbewegung die Blätter zurück. "Ich bin keine Buchhalterin, Herr Keridan."

"Berzeihen Sie, gnädige Frau", sagte Keridan entschuldigend. Der Buchhalter ordnete kummervoll die beseidigten Lohnlisten. "Wie viele Arbeiter beschäftigen wir augenblicklich, Herr Steinmet?"

"629, Herr Keridan. 23 Arbeiter find frant. Grippe."

"Wie viele Lohngelder zahlen wir jede Woche aus, Herr Steinmen?"

"Approximativ 30 000 Mark, Herr Keridan."

"Danke. Wir können gehen, gnädige Frau, wenn es Ihnen recht ist."

Sie folgte ihm willenlos durch eine Reihe von Sälen und betrachtete die Gesichter der Männer, die hier arbeiteten. Es waren bis auf wenige Ausnahmen fröhliche und zufriedene Gesichter, die Freude an ihrer Arbeit zeigten.

Als fie das vierte Stockwert erreicht hatten, erflärte Dieten mit gerunzelter Stirn:

"Es ist genug. Ich glaube Ihnen Ihre Fabrik, Herr Keridan."

"Darf ich Sie noch bitten, in meinem Büro ein paar Minuten lang Plat zu nehmen, gnädige Frau?"

Sie ging tapfer mit und feste sich nieder. Keridan blieb stehen, nahm eine Zigarette, die er anzuzünden vergaß, und schien zu überlegen. "Was war der Zweck dieser Besichtigung?" fragte Dieten, erbittert über sein Schweigen. "Wollten Sie mir beweisen, daß Sie tatsächlich eine Radiosabrik mit 629 Arbeitern besitzen?" Er sah sie an und verzog geringschätzig den Mund.

"Nein, gnädige Frau." Er machte eine fleine Paufe. "Ich wollte Ihnen die Menschen zeigen, die Ihr Mann um ihre Arbeit bestohlen hat."

Ihre Augenlider flatterten.

"Sie werden sich etwas deutlicher erklären müssen, Herr Keridan."

"Diese armselige Antwort paßt nicht zu Ihnen", sagte er verächtlich. Sie schwieg, weil sie in diesem Augenblick nicht sprechen konnte. "Wünschen Sie wirklich nähere Erklärungen? Bitte. Ihr Mann ist spätestens um sieben Uhr in Luzern gewesen. Das Telegramm beweist es. Aber Ihr Mann ist bis acht Uhr nicht bei meiner Schwester gewesen und hat das Geld nicht abgeliefert. Es ist zehn Uhr. Soll ich nochmals Luzern anrusen?"

Sie schüttelte den Ropf.

Er setzte sich langsam nieder und starrte die Frau an, die in sich versunken war. Seine Augen waren dunkel von Haß und Wut.

"Er wird das Geld für sich behalten?" Sie nickte wie eine automatische Puppe.

"Ich hätte Ihren Mann niemals für einen Dieb gehalten." Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Bernische Wahlen als Maßstab.

Der Ausgang der bernischen Großratswahlen ist seit jeher als politisches Barometer für die übrige Schweiz betrachtet worden. Mit einigem Recht, wenn man dieses Barometer auf die volkreichern Kantone der Ebene anwandte. Mit einigem Unrecht, sobald man auch die gebirgigen Innerkantone zum Bergleich heranzog. Bern verförpert den ruhigen Fortschritt, den Weg der lebendigen Mitte, nicht etwa die Schneckenpost, dem Bolkswiß zum Troz nicht. Etwas "Englisches" scheint im traditionellen Stil der bernischen Politik zu liegen. Mit Ausnahme der Pressesitten in Wahlkämpsen, die das englische "fair plan" sehr oft vermissen lassen.

Nun, Bern hat seinen Großen Rat neu bestellt. Einen Rat, in welchem die Gruppe Freisinn-Altbauern und Ratholiten auf der einen und die Richtliniengruppen auf der andern sich genau in gleichen Prozenten die Wage halten wie im alten Rat, der 228 Mitglieder zählte, während fünstig nur noch 184 "Räte und Beisiger" den Saal im schönen Rathaus zieren werden.

Aber innerhalb der Richtliniengruppen haben sich die Jungbauern auf Rosten der Altbauern und mehr noch der Sozial= demofraten mächtig entwickelt. Die Ausrechnung ergibt, daß die Sozialisten dank der Mandatreduktion auf 64 hätten zurückgehen sollen. Sie find indessen auf 55 gefunken. Die Jungbauern zählen 22 Röpfe. 17 vor den Wahlen. Sie hätten wenigstens auf 14 schwinden müffen. Man kann ihnen also 8 Gewinne quschreiben, denen 9 effektive Verlufte ihrer Verbündeten gegen= überstehen. Die Katholiken behalten 11 wie bisher. Effektiver Gewinn 2. Um ein halbes Dugend ftärker als man auf diese Weise errechnen konnte, rücken die Freisinnigen ein. Die Altbauern sollten normalerweise auf rund 68 fallen, sind aber auf 64 gesunken, so daß man entweder 4 Abtretungen an die Jung= bauern oder aber an die Freisinnigen ausrechnen kann. Im ersten Fall würde sich ein Gewinn der Freisinnigen auf Rosten der Sozialisten ergeben, den die Jungbauern durch Stimmengewinn bei den Altbauern für den Richtlinenblock wettmachten. Den Rest des freisinnigen Zuwachses muß man bei 2 einge= gangenen Mandaten der Heimatwehr suchen, deren Wähler wieder bei den jungen und alten Bauern landeten. Als neue Splitterpartei tauchen die Duttweilerleute mit einem Mann auf.

Es ist also nichts mit dem verschärften Linksturs in Bern. Aber auch mit einem deutlichern Rechtsfursistes nichts. Die Stimmenzahlen zeigen, daß der sozialistische Wählerblock bei weitem nicht so abgeschmolzen ist, wie die Mandate. Das wird sich die Regierung natürlich merfen. Jeder einsichtige Bürger ebenfalls. Denn jedem ist es klar, daß vor allem die kampslose Regierungsratswahl links die Rampstraft schwächte. Und daß rechts die Abwertung des französischen Frankens im letzten Woment noch zur Demonstration gegen "währungsschädigende Bolksfronterperimente" herausrief. Grund zum Uebermut ist jedensalls rechts nicht vorhanden.

Nach Hitlers Heimkehr.

Man weiß nichts. Gar nichts. Mögen auch die verschie= denen Journalisten der Weltzeitungen vermuten und behaup= ten, mas fie wollen, ihre Stimmen find nur Locktone, die den Deutschen und Italienern dies und jenes zuschreiben, damit es dementiert werde und man etwas erraten könnte. Eine Mili= tärallianz sei nicht zustande gekommen, die beschlossene britisch-französische Zusammenarbeit der Armeen und Flotten sei nicht mit entsprechenden Abmachungen beantwortet worden. So heißt es. Aber die Eigentümlichkeit der deutschrömischen Zusammenarbeit besteht just im Mangel an firen Bindungen und vertraglichen Festlegungen, und im gegebenen Moment wird die Welt mit effektiven Aktionen gleichgerichteter Partner überrascht. Das war so, als der Graf Ciano Hitler in Berchtesgaden aufsuchte; niemand wußte, was eigentlich gespielt werde, aber in der jäh verstärften Unterstützung Francos durch die beiden Diktatoren erfuhr man hernach, daß Tatfach= liches beschloffen worden sei.

Italien habe sich nicht gebunden in der tschechischen Frage, wird ferner behauptet. Das kann sein, und zwar, weil der Duce die Tschechen nicht leichtsinnig opfern wird, solange Hoffnung besteht, daß die Westmächte Prag wirklich retten wollen. Ihm kann nur lieb sein, wenn Paris und Kom den lieben Freund dort zurückbinden, wo er als unüberwindlicher Konkurrent auftritt, auf dem Südostwege.

Die italienischen Ansprüche auf die "balkanische Einflußsphäre", als Jugoslavien, Ungarn, Albanien und Bulgarien, seien dem Duce von Hitler garantiert worden. "Richts Gewisses weiß man nicht." Rumänien gehörte demnach in die deutsche Zone . . . und doch bereiten gerade jest die Rumänen Hitlers Parteigänger Codreanu von der "Eisernen Garde" einen Hochverratsprozeß, der den Mann lebenslang hinter Zuchthausmauern begraben wird.

In der Kolonienfrage soll der Duce Deutschland geraten haben, sich zu mäßigen. So lauten die britischfranzösischen Wunschträume. Wenn aber Mussolini sozusagen auf der ganzen Linie immer nur Mäßigung angeraten und dafür im Donau-Balkangebiet alle Garantien für Italien eingemarktet haben sollte, was würde er seinen germanischen Freunden in Wahrheit geboten haben? Denn daß der eine nur bremst und dafür besohnt wird, reimt sich schlecht zur Dynamik der Fascismen.

Für alle Nachbarn Mitteleuropas steht natürlich die ticheciiche Frage im Bordergrund. Britische Beobachter wollen wissen, die zwei Dittatoren hätten einen Plan zur "Rantonisierung" der Tschechei ausgearbeitet und mürden ihn in naher Zufunft mit Behemenz propagieren. Deutsche, tschechische, flovatische, ungarische, ruthenische und ein polnischer Kanton, alle zusammen ein Bundesstaat, und dieser dezentralifierte Bundesstaat gleich wie die Schweiz mit der "ewigen Neutralität" ausgestattet . . . das scheint gerecht zu sein. Weltpolitisch aber wäre die Folge der eindeutige deutsche Sieg. Der "böhmisch-mährisch-slovakische neutrale Staat" könnte nicht mehr Ruflands und ebensowenig Frankreichs Berbündeter sein, mußte die "Rleine Entente" verlaffen, stunde isoliert da und mürde von der Enade seinen Nachbarn abhängig, von Deutschlands Enade. Er würde nicht, wie die Schweiz, nach Leutholds Wort, "von der Zwietracht mächtiger Nachbarn" leben . . . denn der wichtigste Nachbar umklammert das Haupt= gebiet von drei Seiten mit furchtbar befestigten Grenzen und

würde die "deutschen Kantone" in Böhmen und Mähren als offene Grenzprovinz behandeln.

Wenn heute Frankreich und England den Tschechen raten, bis zur äußersten Grenze der möglichen Zugeständnisse zur äußersten Grenze der möglichen Zugeständnisse einer solchen Kantonisserung zu unterstützen. Daß sie damit die "Festung Böhmen" ohne Schwertstreich ausliesern, scheint den Franzosen keine Bedenken zu bereiten. Prag ist übrigens erstaunt über diese Katschläge aus dem Westen und kritisiert die Engländer, die nicht das Recht hätten, allzugroße Konzessionen zu empsehlen, solange sie keine Verpslichtungen zur Hilse eingehen und sich mit vagen Worten begnügen.

Es scheint, daß die Engländer den Tschechen ihre Hilsbereitschaft dadurch demonstrieren wollen, daß sie in Berlin mit einer dringlichen Demarche das britischeutsche Gespräch über die Lösung des Problems einzuleiten versuchen. Dieser Bersuch bedeutet, daß man die tschechische zu einer europäischen Berhandlungsfrage machen und die Deutschen in solche Berhandlungen hineinziehen, also auf den Weg der "Friedenslösung" manöverieren will. Auf die ersten britischen Berhandlungsversuche hat man in Berlin mit geschicktem Ausweichen geantwortet. Die Initiative liege bei den Tschechen. Man müsse abwarten, was Prag tun werde. So schroff, wie die Einmischung in die österreichischen Händel abgesehnt wurde, darf man in diesem Falle nicht ablehnen. Denn man darf nicht behaupten, es gehe um eine "rein innerdeutsche" Angelegenheit.

Man möchte gern glauben, daß auch der Kantonisierungsvorschlag nicht von Wussolini ausgegangen, und daß er auch gegenüber derartigen Versuchen einer Eroberung der ganzen Westtscheie auf derart geschickte, "friedliche" Art seine Bremsversuche ansetze. Ihm wie den Westmächten bedeutet die deutsche Hegemonie, die mit einer Besetzung Prags vollendet wäre, etwas Untragbares.

Man muß sich das alles überlegen, wenn man die grossen Reden der beiden Führer richtig würdigen will. Was besagt die "unwandelbare Freundschaft", was die Rede vom endlichen Ausgleich Roms und Germaniens durch "ewige Garantierung der ewigen Alpengrenze" schon? Die deutsich en Südtiroler haben in den letzten Wochen mit aller Heftigkeit gegen Italien getobt, unter dem Hafenfreuzdanner gegen die verhaßten "Welsche" demonstriert und einen Anspruch angemeldet, den Hiller bestimmt nur verschieben, aber nicht auf ewig begraben kann.

Kleine Umschau

Die Wahltage sind nun vorüber, und das friedliche Alltagsleben hat wieder eingesetzt. Ist schon ein gewöhnlicher Samstag
in Bern allgemach zu einem bewegten Tage geworden, an dem
sich Pfader, Musiken der verschiedensten Gattungen, Turn- und
andere Berbände auf den Straßen zeigen oder sich zu einer
Beranstaltung besammeln, und Scharen Menschen sich nach dem
Bahnhof begeben, um Reisaus vor der Großstadt zu nehmen,
so noch viel mehr an einem Wahlsamstag. Zu den Musiken und
Autos mit Plakaten und Wahlzetteln, die die Straßen durchziehen, gesellen sich nunmehr auch Straßenredner, die sich namentlich an die Jugend wenden. Bon einem sochulhaus seine aneifernden Tiraden lossieß, vernahmen wir von Zeit zu Zeit in
ostschweizerischem Dialett gehaltene Aufsorderungen an die
Berner, sich endlich einmal aufzuraffen!

Unter den Wahls und Abstimmungskämpsen schien das übrige Leben ersterben zu wollen. Und doch drängte die Jugend nach ihrem Recht, und bot uns etwas vom allerliebsten, das wir je gesehen, und zwar im Rasino, wo der "Schwyzerstärn" sein 25jähriges Jubiläum seierte. Was tat es, daß stellenweise eine Verustung der Erwachsenen Platz griff! Es ist ganz gesund zu ersahren, wie Kinderaugen unsere "Weltordnung" ansehen. Wohl zum töstlichsten gehörte die Reise der Olympis